

S H A L O M

9. JÜDISCHE WOCHE Leipzig, vom 21. bis 28. JUNI 2009

Literaturempfehlungsliste zum Vorlesen vor Jugendlichen ab Klasse 10

Mit kurzer Inhaltsangabe; knapper Wertung und Lesehinweisen

Stadt Leipzig, Der Oberbürgermeister
Leipziger Städtische Bibliotheken
Stadtbibliothek
Postanschrift: PF 100927, 04009 Leipzig
Hausanschrift: Wilhelm-Leuschner-Platz 10/11,
04107 Leipzig

erstellt von:
Heike Kirchhof (Diplombibliothekarin)
Fachinformation Belletristik / Literatur und Philosophie

Bemerkung

Die Auswahlliste enthält sowohl Titel von Autoren mit jüdischem Familienhintergrund als auch solche, die sich inhaltlich mit Menschen jüdischer Herkunft bzw. jüdischer Tradition und Lebensweise befassen. Sie soll den anlässlich der 9. Jüdischen Woche 2009 „SHALOM“ vor Jugendlichen lesenden Leipziger Prominenten als Anregung dienen und ihnen die Auswahl aus der Fülle der entsprechenden Literatur erleichtern.

Den Titeln wurde eine kurze Inhaltsbeschreibung beigegeben, so dass sich der Vorleser entsprechend seiner Interessen und Neigungen orientieren kann. Alle Medien befinden sich im Bestand der Leipziger Städtischen Bibliotheken, der Standort wurde beigegeben (z. B. **R 11 Ju**).

Ausgewählt wurden vor allem Romane und Erzählungen, die geeignet scheinen, Jugendliche an „Jüdische Welten“ heranzuführen, ein wichtiges Thema ist deshalb „Jüdischen Leben der Gegenwart“, welches ohnehin nicht von Traditionen, Wurzeln und Bewältigung der Vergangenheit separiert werden kann. Darüber hinaus gibt es einige Titel, die sich primär mit der Problematik „Verfolgung, Ausgrenzung, Vernichtung; Emigration“ befassen.

Die Belletristikauswahl wird ergänzt durch:

1. Sachliteratur zum Thema Judentum – zur eigenen Information und Vertiefung bzw. auch zur Klärung von Anfragen, die von den jungen Zuhörern kommen könnten.
2. eine kleine Auswahl von Titeln mit jüdischen Witzen – zur Verdeutlichung des doch sehr speziellen jüdischen Humors
3. Erlebnis- und Erfahrungsberichten aus „näherer“ und ferner Vergangenheit

ROMANE UND ERZÄHLUNGEN

Pearl Abraham: Die Romanleserin. – Übers. aus d. Amerikan. - München: Bertelsmann, 1996. – 349 S.

R 11 Abr

Die 13jährige Rachel Benjamin wächst in New York in einer orthodoxen jüdischen Familie auf. Die Regeln sind streng. Im Hause darf nur jiddisch gesprochen werden, nicht koscheres Essen ist verpönt und jeder Kontakt zur „Goi-Welt“ muss streng eingeschränkt werden. Der Vater, ein unbedeutender kleiner Rabbiner, träumt von einer eigenen Synagoge und einer großen Gemeinde. Die Erziehung der Kinder obliegt der Mutter. Die hält streng an der traditionellen Frauenrolle fest und wacht mit eiserner Hand über ihre Töchter. Besonders der aufgeweckten Rachel aber fällt es schwer, sich unterzuordnen. Je älter sie wird, desto offener rebelliert sie, isst „treife“ Süßigkeiten, liest ständig, zieht sich gern hübsch an, trägt zum Entsetzen der jüdischen Nachbarinnen beim Schwimmen einen Badeanzug und widerspricht immer häufiger. Bald ist sie im Viertel bei den chassidischen Müttern als „modernes Mädchen“ verschrien, das als Schwiegertochter keinesfalls in Frage kommt. Aber Rachel hat sowieso ihre eigenen Pläne. Nach der Schule will sie als Lehrerin arbeiten und sie träumt davon, sich zu verlieben. Vorerst jedoch wird sie erst mal verheiratet. Mit einem jungen Mann aus angesehener jüdischer Familie. Der allerdings erweist sich nach der Hochzeit nicht nur als engstirniger Macho, sondern auch noch als kompletter Volltrottel, so dass noch nicht mal ihre konservative Familie interveniert, als sie ihn schließlich verlässt.

Obgleich der Roman bereits 1996 erschien und in den USA spielt, ist er ausgesprochen empfehlenswert, bietet er doch einen wundervollen Einblick in das Leben einer echten, nach jüdisch orthodoxen Traditionen lebenden Familie. Zudem ist er kurzweilig und witzig und kommt, da aus Sicht eines (aufmüpfigen) Teenagers erzählt, trotz der sehr befremdlich scheinenden Lebenswelt, bei Jugendlichen sicher recht gut an.

John Boyne: Der Junge im gestreiften Pyjama: eine Fabel. – Übers. aus d. Engl. – Frankfurt/Main: Fischer, 2007. – 266 S.

R 11 Ju Boy

Anfang der 40er Jahre. Bisher lebte der 9jährige Bruno mit seiner Familie in Berlin. Dort war er glücklich, denn er hatte die Großeltern und seine Freunde. Doch nach dem Besuch des „Furors“ ändert sich das Leben für Bruno, die 12jährige Gretel und die Mutter grundlegend, denn der Vater, ein hoher Offizier, wird versetzt. Nach Aus-Wisch (den richtigen Namen kann Bruno nicht aussprechen). Das Haus hier ist viel kleiner, weit weg sind Großeltern und Freunde und seine Schwester ist ein hoffnungsloser Fall. Unglücklich sehnt er sich zurück nach Berlin, doch der Vater will davon nichts hören. Aus seinem Fenster kann Bruno hinter den Stacheldraht schauen. Die Kinder dort in ihren gestreiften Pyjamas sehen seltsam aus. Und jenseits des Zauns sind sie für ihn unerreichbar. Eines Tages, als Bruno die Gegend erforscht, trifft er auf der anderen Seite des Stacheldrahtes einen Jungen. Der heißt Schmucl und hat am gleichen Tag Geburtstag wie er. Bruno ist froh, hat er doch nun einen Freund. Mit ihm spielen kann er nicht, zwischen ihnen ist ja der Zaun. Aber er besucht Schmucl jeden Tag und sie reden miteinander. Vieles von dem, was Schmucl erzählt, kann Bruno nicht verstehen. Z. B., wieso die Kinder da drüben nicht spielen, warum Schmucl nicht einfach weggehen kann oder wieso Leute einfach verschwinden. Als Brunos Vater merkt, dass Frau und Kinder langsam dahinterkommen, was hier abläuft, beschließt er, die Familie zurück nach Berlin zu schicken. Doch bevor Bruno von Schmucl Abschied nimmt, will er dem Freund helfen, nach dessen verschwundenem Vater zu suchen. Er lässt seine Sachen zurück und begibt sich durch das Loch im Zaun auf die andere Seite ...

Eine subtile, atemberaubende, unglaublich bewegende fiktive Geschichte, die eine Menge Denk- und Diskussionsstoff anbietet, den man nach der Lesung durchaus nutzen könnte

Irene Dische: Großmama packt aus. – Übers. aus d. Engl. – Hamburg: Hoffmann u. Campe, 2006. – 364 S.

R 11 Dis

Frisch, frech und respektlos lässt Irene Dische die Großmutter Elisabeth Rother, Mops genannt, ihre Familiengeschichte erzählen. Bereits der Titel lässt ahnen, dass Großmutter nicht nur so aus dem Nähkästchen plaudert, sondern knallhart und tabulos zur Sache kommt. Schuld daran, dass ihre Enkeltochter so schwierig ist, so die Großmutter, ist nämlich die geringe Spermiendichte ihres Mannes Carl. Deshalb brachte er auch nur ein Kind zustande. Renate. Und das hatte auch noch das falsche Geschlecht ...

Dr. Carl Rother, gebürtiger Jude aus Leobschütz, war zum Katholizismus konvertiert, was die Nazis mitnichten davon abhielt, ihm Schwierigkeiten zu machen. Der Familie bleibt nichts anderes übrig, als in die USA auszuwandern, von wo sie übrigens später Care-Pakete auch an daheimgebliebene Nazis schickt. Tochter Renate, hochintelligent, musikalisch und kompromisslos, arrangiert sich schnell mit Amerika. Statt Musik studiert sie organische Chemie, sezziert später Leichen und heiratet dann auch noch zum Leidwesen ihrer Eltern den 25 Jahre älteren, lebensuntüchtigen jüdischen Wissenschaftler Dische. Zwei Kinder. Carlchen, der Ältere, besticht durch Intelligenz und Sensibilität, während Irene (Yankee) eher das Gegenteil verkörpert. Tyrannisch, exzentrisch und ebenso dickköpfig wie Großmutter und Mutter, wird sie durch ihre chaotischen Eigenarten und ihre Abenteuerlust noch für heftige Turbulenzen in der Familie sorgen

Als ihr Mann 1963 an Krebs stirbt, konstatiert Elisabeth Rother: „Zwei große Katholiken hatten schon das Zeitliche gesegnet, erst Papst Johannes XXIII, dann Dr. Carl Rother.“ (Wenig später sollte noch J. F. Kennedy ermordet werden, aber davon ahnt sie zu diesem Zeitpunkt noch nichts.)

Die kurzweilige, rasante, frech und humorvoll erzählte Familiensaga bietet eine Menge amüsanter Anekdoten, die geeignet sind, jugendlich Zuhörer zu fesseln

Carl Friedman: Zwei Koffer. – Übers. aus d. Niederländ. - Leipzig: Kiepenheuer, 1996. - 189 S.

R 11 Fri

Antwerpen in den frühen 70ern. Um ihr Studium finanzieren zu können, übernimmt die 20jährige Philosophie-Studentin Chaja einen Job als Kindermädchen bei einer streng orthodoxen jüdischen Familie. Sie ist selbst Jüdin, doch nicht gläubig, so befremdet sie der Haushalt mit den starren Regeln sehr. Eigentlich möchte sie wieder gehen, doch dann bemerkt sie den dreijährigen Simcha, der sich verängstigt an seine Mutter schmiegt. Fasziniert von dem schüchternen Liebreiz des Jungen nimmt Chaja die Stelle an. Bald schon gewinnt die junge Frau Simchas Zuneigung und das Vertrauen seiner Mutter. Vom strengen Herrn Kalman, der weder ihre Kleidung noch ihr offenerziges Wesen noch ihre Ausflüge mit Simcha in den Stadtpark akzeptiert, lässt sich sie nicht einschüchtern. Auch der biestige Hausmeister, der alles tut, um der Familie Kalman das Leben zu erschweren, kann Chaja nicht ängstigen. Mit ihren eigenen Eltern allerdings hat sie es nicht leicht. Der Vater, ein Holocaust-Überlebender, läuft Tag für Tag mit Spaten und Stadtplan durch Antwerpen, um die zwei Koffer zu finden, die er auf der Flucht vergraben hat. Die Mutter erdrückt sie mit ihrer Sorge. Die Liebe zu Simcha und die Unterhaltungen mit dem wodka-trinkenden Herrn Apfelschnitt wecken in Chaja das Interesse für Geschichte und Traditionen des jüdischen Volkes. Als sie wegen eines Vorfalls mit dem antisemitischen Hausmeister die Wohnung der Kalmans eine Woche nicht betreten soll, passiert ein furchtbarer Unfall, der das Leben der jungen Frau und das der Kalmans grundlegend verändern wird.

Beeindruckender Ausflug in die Welt des Judentums und des Jüdischen Lebens nach 1945 – im Schatten der Shoah -

Michel Friedman: Kaddisch vor Morgengrauen. – Berlin: Aufbau Verlag, 2005. – 154 S.

R 11 Frie

Eine ganze Nacht lang wacht Julien am Bett seines kranken Sohnes und spricht zu ihm. Und zu sich selbst. Er redet über seine Sorgen, seine Ängste, die er tagsüber durch Aktivitäten überspielt, die Furcht vor der Dunkelheit, seine Sehnsucht... Und er erzählt dem schlafenden Kind die Geschichte seiner Eltern, Sarah und Ariel, die die Nazizeit zwar überlebten, jedoch nie wieder in ein normales Leben zurückfinden konnten. Ihr ganzer Stolz, ihre Hoffnung, liegt auf ihm, dem Sohn, der an ihrer Statt ein unbeschwertes Leben führen soll. Doch genau das kann er nicht. Die Vergangenheit seiner Eltern lastet auf ihm, traumatisiert auch ihn. Weil Julien das Leben im „Land der Täter“ nicht ertragen kann, geht er nach Frankreich, versucht, in Paris als Theaterregisseur Fuß zu fassen. Doch die Vergangenheit seiner Familie holt ihn auch dort ein. Erst die Heirat mit Perla und die Geburt ihres gemeinsamen Kindes ermöglichen Julien, hoffnungsvoll in die Zukunft zu schauen. Sein Monolog wird zum Kaddisch, zum Totengebet. Doch er birgt gleichzeitig die Hoffnung, dass die nächste Generation seiner Familie weniger schwer an dieser Bürde zu tragen hat. Von Michel Friedman mag man halten, was man will; mit diesem Text versteht er es, die Seele zu berühren.

Sehr eindrückliches, bewegendes Buch über das Schicksal einer jüdischen Familie und die Bürde, die auch die Nachgeborenen zu tragen haben . Da der Text als Ansprache gestaltet ist, bietet er sich (in Auszügen) zum Vorlesen regelrecht an

Peter van Gestel: Wintereis. – Aus d. Niederländ. übers. von Mirjam Pressler. - Weinheim: Beltz & Gelberg, 2008. – 333 S.

R 11 Ju Ges

Amsterdam im eiskalten Winter von 1947. Der 12-jährige Thomas hat seine Mutter durch Typhus verloren. Der Vater versinkt in Trauer und Hilflosigkeit. Über die häusliche Tristesse hilft die Freundschaft zu Piet hinweg, der mit klugen und präzisen Fragen den Kern aller Dinge zu ergründen sucht. Entgegen des gesellschaftlich sanktionierten "Vergessenwollens" rühren die Protagonisten an der jüngsten Vergangenheit und im Dunstkreis von Schuld und Trauma enthüllen sie den brutal verdrängten Holocaust und die Tatsache, dass fast die gesamte Familie von Piet umgebracht wurde.

Brisanter und berührender Roman über eine Zeit, in der das Schreckliche noch so gegenwärtig war, dass mit Kindern nicht darüber gesprochen wurde. Die Handlung lebt von schroffen Dialogen und einem Witz, der schnell im Hals stecken bleibt. (Besprechung: R. Elstner)
„Wintereis“ wurde mit 2008 Jugendbuchpreis „Luchs“, der von der Wochenzeitung „Zeit“ und Radio Bremen verliehen wird, ausgezeichnet. Eine Lesung wäre eine gute Gelegenheit, der Zielgruppe diesen Roman nahe zu bringen.

Pete Hamill: Der Junge und der Rabbi. – Übers. aus d. Engl. - Hamburg: Europa-Verlag, 2005. – 399 S.

R 11 Ham

New York 1946. Der 11jährige irische Ministrant Michael Devlin lebt mit seiner Mutter in ärmlichen Verhältnissen im Stadtteil Brooklyn. Tag für Tag geht er an einer Synagoge vorbei. Eines Tages, am Sabbath (Schabbes), bittet ihn der Rabbi um Hilfe beim Anzünden des Lichts. Das ist der Beginn einer Freundschaft. Fast täglich besucht der Junge nun den älteren Juden und beide haben Spaß daran, voneinander zu lernen. Rabbi Hirsch lehrt Michael jiddische Begriffe, weist ihn in die jüdische Lebensweise und die Mysterien der Kabbala ein. Michael hilft dem Rabbi beim Lernen der englischen Sprache und bringt ihm die wichtigsten Baseball-Regeln bei. Wenn Rabbi Hirsch von seiner Heimatstadt Prag erzählt, fühlt sich Michael dorthin versetzt. Gemeinsam erkunden die beiden die malerischen Straßen, durchstreifen das jüdische Viertel, das Goldgässchen. Sie treffen auf Rabbi Loew und begegnen sogar dem sagenhaften Golem ... Es erscheint wie ein Märchen.

Jedoch der Alltag in Brooklyn ist keineswegs märchenhaft. Eine antisemitischen Jugendgang terrorisiert das Viertel. Zuerst wird ein jüdischer Ladenbesitzer zusammengeschlagen, dann werden Michael und seine Mutter angegriffen. Der Junge schweigt, schließlich will er, den Ghettoesetzen folgend, nicht zum Verräter werden. Als aber der geliebte Rabbi überfallen und fast totgeschlagen wird, lässt Michael den Golem aus Lehm wieder auferstehen. Nun geht es hart zur Sache und die Brüder von der Gang kriegen ordentlich was auf die Mütze ...

**Ein poetisches, ergreifendes Märchen und Plädoyer für Toleranz und Akzeptanz-
Besondere Vorleseempfehlung: die Lernszenen; die Legenden und die Auferstehung des Golems (natürlich mit finaler Keilerei)**

Edgar Hilsenrath: Der Nazi und der Friseur. – München: Dt. Taschenbuch Verlag, 2007.
- 476 S.

R 11 Hil

Als unehelicher, aber arischer, Sohn einer Hure wird Max Schulz zeitgleich mit dem Sohn des jüdischen Pelzhändlers Finkelstein geboren. Nicht nur äußerlich ist Itzig Finkelstein das genaue Gegenteil von Max, blond, blauäugig, gutaussehend, er hat auch all das, was Max nicht besitzt. Eine Familie, die ihn liebt und respektiert, Geborgenheit, einen Glauben und eine Zukunft. Max, der vom Stiefvater misshandelt und missbraucht wird, freundet sich mit Itzig an. In dessen Familie findet er Akzeptanz und Freundlichkeit und wird mit den Bräuchen des Judentums vertraut. Chaim Finkelstein stellt ihn sogar als Lehrling ein. Doch nicht einmal das hält Max davon ab, in die SA, später in die SS einzutreten und die Finkelsteins und seinen Freund Itzig eigenhändig zu erschießen. Bis Kriegsende „tut er Dienst“ im KZ Laubwalde. 20 000 Opfer. Daran, wie viele er selbst umgebracht hat, erinnert er sich nicht. Um nach dem Krieg der Verfolgung zu entgehen, nimmt Max kurzerhand die Identität des einstigen Freundes an. Als Itzig Finkelstein wird er auf den Berliner Schwarzmärkten zur Berühmtheit, bevor er an dessen Stelle nach Palästina auswandert, dort eine Holocaust-Überlebende heiratet und Karriere macht. Seine gutbürgerliche Existenz finanziert er mit Goldzähnen aus dem Lager. Nach Gründung des Staates Israel avanciert der einstige Massenmörder im Kampf gegen arabische Angreifer zum Helden der neuen Militärmacht. Es scheint, als käme der Mörder davon. Doch er wird verfolgt. Von seinen Opfern. Ihre Angst wird zu seiner. An und mit ihr wird er sterben. Als das Buch 1977 in Deutschland erschien, kam dies einem Eklat gleich, war doch im Land der Schuld ein satirischer Umgang weder mit der Judenvernichtung und dem Staate Israel denkbar. Mit der Neuauflage (2004) hoffte man, auf eine neuere Sicht zu treffen. Hilsenrath, selbst ist ein Überlebender. Diese Satire ist seine Möglichkeit der Vergangenheitsbewältigung. Lakonisch, grotesk, bizarr und mit meisterhaftem schwarzen Humor wird hier das wohl dunkelste Kapitel der Weltgeschichte beleuchtet. Stark!

Bietet aufgrund des satirischen Stils und der ausgesprochen drastischen Bilder eine Menge fesselnden Vorlesestoff und eignet sich für Diskussionen

André Kaminski: Nächstes Jahr in Jerusalem. – Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1995. – 391 S.

R 11 Kam

„Nächstes Jahr in Jerusalem!“ rufen sich die Juden beim Abschied und am Neujahrstag zu. Gemeint ist damit: „wir wollen uns wiedersehen – und – bitte möglichst im gelobten Land!“ In einer Art Tagebuch erzählt der Autor auf schelmische Weise, mit dem unvergleichlichen jüdischen Humor, die turbulente Geschichte seiner eigenen verrückten Mischpoke, der Familien Rosenbach und Kaminski. Zugetragen hat sich das Ganze vor, während und kurz nach dem 1. Weltkrieg, also vor André Kaminskis Geburt.

Der eigentliche Protagonist, Großonkel Henner Rosenbach, ist ein Psychopath, der größte Lügner der österreichisch-ungarischen Monarchie und ein durchgeknallter Erfinder. Sein Bruder Leo, Hoffotograf Ludwigs II in München, heiratet mit über vierzig die schöne Jana Wertheimer, die ihn allerdings ihr Lebtag lang nicht ausstehen kann. Ihre Tochter Malwa ist ebenfalls ein ganz besonderes Kaliber. Vorwitzig, respektlos und ausgesprochen geschickt. Sie verliebt sich in Henryk (Herschel), einen der 11 Söhne des Fabrikanten Jankel Kaminski, der allerdings nicht nur seiner Malwa, sondern auch der Weltrevolution sehr zugetan ist. Und nur mit einem fetten Scheck von Jankel Kaminski und einem Appell der schlauen Malwa kann verhindert werden, dass das neugeborene Kind der beiden, ein Knabe, André genannt wird und nicht Wladimir Iljitsch, wie sein Vater Herschel es gern gehabt hätte ...

Fesselner, brillianter Schelmenroman; intelligent und listig geschrieben; mit einmaligen, herrlich gezeichneten Charakteren, ein Paradebeispiel für jüdischen Humor und jüdische Weisheit; die chronologische Erzählweise macht die Auswahl von Lesestellen einfach, auch einzelne Szenen (Hochzeitswerbung, Namensdiskussion) bieten sich an.

Marc Levy: Kinder der Hoffnung. – Übers. aus d. Französ. - München: Knauer, 2008. - 364 S.

R 11 Lev

Toulouse, 21. März 1943. Stumm verabschiedet sich Raymond von seinem Vater. Weniger aus Angst vor der Deportation, als aus Überzeugung, hat er beschlossen, sich der Resistance anzuschließen. Gemeinsam mit seinem Bruder Claude und gleichaltrigen Kameraden kämpft er unter dem Namen Jeannot als Mitglied der „Brigade Marcel Langer“. Ihre Anschläge gelten deutschen Offizieren, Milizionären, Kollaborateuren. Sie verteilen Flugblätter, besorgen Waffen und Munition, bauen Bomben, sprengen einen Kran, ein Kino und zelebrieren Vergeltung, wie im Fall des Staatsanwalts, der Marcel Langer zum Tode verurteilte. Die Aktionen sind gefährlich und fordern ein hohes Maß an Mut. Bei einer wird Claude gefasst, kurz darauf der Bruder. Als Jeannot festgenommen wird, hat er zwei Handgranaten bei sich. Von der Miliz zusammengeschlagen, wird er in das Gefängnis Saint Michel überstellt, wo er Claude und einige seiner Genossen wiedertrifft. Solidarität, Kameradschaft und Hoffnung helfen, den Gefängnisalltag mit Hunger, Folter, Krankheit und Demütigung zu überstehen. Manchmal dringen Nachrichten von gelungenen Widerstandsaktionen durch die Mauern. Im Juni 1944, kurz vor Landung der Alliierten, werden die Häftlinge von Saint Michel unter dem Kommando deutscher Offiziere in einen Zug gepfercht. Ziel Dachau. Die Bedingungen sind unvorstellbar. Die Gefangenen dicht aneinandergedrängt, kaum Luft zum Atmen, Krankheit, Ungeziefer, es stinkt bestialisch, dazu Hunger, Durst, Schläge und grollender Bombendonner aus der Ferne. Einige versuchen zu fliehen, werden erschossen, manch einer wird wahnsinnig. Am 26. August 1944 gelingt den Brüdern die Flucht. Auf einem Bauernhof versteckt überleben sie. Einem sterbenden Freund verspricht Raymond, dafür zu sorgen, dass seine Kinder später ihre Geschichte weitererzählen, damit sie nicht in Vergessenheit gerät. Und so setzt Marc Levy mit der packenden Schilderung der Erlebnisse seines Vaters und seines Onkels den jungen Helden des französischen Widerstandes ein literarisches Denkmal. Häufig gestellt wird die Frage nach jüdischem Widerstand; hier wäre eine Antwort darauf. Spannende Lesestellen zu finden, dürfte nicht schwierig sein.

Oliver Polak: Ich darf das, ich bin Jude. – Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2008. – 186 S.

R 11 Pol

Aufgewachsen im Emsland, in der einzigen in Papenburg existierenden jüdischen Familie, blickt der 30jährige Oliver auf seine Kindheit und Jugend zurück. Mit dem entsprechendem Abstand und (jüdischem) Humor. So amüsiert er die Leser z. B. mit seinem „Konfessions-Los“, vom Religionsunterricht befreit zu sein – langweiligerweise leider als einziger Schüler. Er berichtet von den Eigenheiten seiner Mutter (einer modernen, aber glückhaften, typischen jüdischen Mamma), die mit 42 versucht, das Abitur zu machen, nur, um in der Schule neben ihm sitzen zu können, die von Lacoste-Shirts die Krokos abtrennt und Probleme mit der Halswirbelsäule hat, seit sie versucht hat, unter Udo Lindbergs Bademantel zu schauen. Er erzählt mit welchem Trick es seinem Vater gelang, ihn vom Wehrdienst zu entbinden. Mit viel Witz schildert er seine Zeit im orthodoxen jüdischen Internat in England und erläutert die Gemeinsamkeiten zwischen Juden und Jamaikanern. („Wir Juden sind die Jamaikaner Europas“). Über sich selbst sagt er: „Meine letzte Synagoge habe ich vor Jahren von innen gesehen, und der Talmud ist für mich so transparent wie Windows Vista. Ich weiß ja nicht mal, warum bei einem Gottesdienst mindestens zehn Männer anwesend sein müssen. Elf wäre doch viel logischer – damit man direkt hinterher ein Fußballmatch gegen die Katholiken spielen kann ...“ Und: „Würde man mir die Option „Jude“, „Deutscher“ oder „Komiker“ anbieten, würde ich wohl den „Komiker“ ankreuzen. Was wahrscheinlich eine sehr jüdische Entscheidung ist.“

Witzig, frech, ausgesprochen unterhaltsam, trotzdem recht informativ, was Judentum und jüdisches Leben im gegenwärtigen Deutschland angeht. Zum Vorlesen wegen der episodenhaften Darstellung gut geeignet

Minka Pradelski: Und da kam Frau Kugelmann. – Frankfurt/Main: Frankfurter Verlags-Anstalt, 2005. – 254 S.

R 11 Pra

Zippy Silberberg fliegt nach Tel Aviv um die Erbschaft einer ihr unbekannt Tante anzutreten. Die hat ihr ein Fischbesteck hinterlassen. Obwohl sie gar keinen Fisch isst. Sie ernährt sich nämlich ausschließlich von Tiefkühlkost. Noch gefroren, versteht sich. Zippy ist die Tochter von Holocaust-Überlebenden. Über die Vergangenheit ihrer Eltern weiß sie nichts, sie hatten nie darüber gesprochen. Zuletzt sprachen sie gar nicht mehr. Zippy ist unsicher. Einsam. Erstarrt. Vereist. Hier im Hotel will sie eigentlich nur ihre Ruhe. Plötzlich klopft es. Ins Zimmer tritt Frau Kugelmann. Die Frau, die aussieht, wie sie heißt, macht etwas, was Zippys Eltern nie taten. Sie erzählt. Von früher. Von Bendzin, der Stadt, in der sie, Bella Kugelmann, mit ihren Freunden aufwuchs. Vom schönen Adam, in den sie unsterblich verliebt war. Wie Mietek und Fettague den weißen Pudel schwarz färbten. Sie erzählt von ihrem wilden Bruder David, der sie verpetzte, als sie Schule schwänzten und vom schlauen Gonna, der rechtzeitig auswandern und so sein Leben retten konnte. Frau Kugelmann erzählt, damit ihre Stadt nicht stirbt und deren liebenswerte Bewohner nicht in Vergessenheit geraten. Wie bislang nach Tiefkühlkost, ist Zippy nun süchtig nach Frau Kugelmanns Geschichten. Als die Rede auf ein Fischbesteck kommt, merkt sie, dass ein Stück dieser Geschichte die ihrer eigenen Familie ist. Sie beginnt, das Schweigen ihrer Eltern, resultierend aus Schmerz, Trauer und Schuldgefühl, zu verstehen. Denn: so offen sich Frau Kugelmann ihr gegenüber gibt, so verschlossen ist auch sie ihren eigenen Kindern gegenüber. Als Bella Kugelmann aus Zippys Leben verschwindet, hat sich für sie einiges erhellt. Die Vergangenheit ist lebendig geworden. Das Eis ist gebrochen. Eine neue Lebenslust erwacht.
Typische "Schtetl-Geschichte", die durch den märchenhaften Charme jüdischer Erzählkunst und die liebevolle Darstellung der Protagonisten einfach verzaubert

Mirjam Pressler: Malka Mai. – Weinheim u. a.: Beltz & Gelberg, 2004. – 324 S.

R 11 Ju Pre

1943: Die Ärztin Hanna Mai lebt mit ihren Töchtern, Minna und der 7jährigen Malka im polnischen Lawrocne, nahe der ungarischen Grenze. Obwohl sie Juden sind, blieben sie bisher unbehelligt, da Hanna Mai für die Deutschen arbeitet. Als Hanna aber erfährt, dass alle Juden deportiert werden sollen, beschließt sie, mit ihren Kindern zu Fuß über die Karpaten nach Ungarn zu fliehen. Doch unterwegs wird Malka krank und kann nicht mehr weiter laufen. Schweren Herzens lässt Hanna ihre Jüngste bei Bauern zurück, die ihr versprechen, sie, wenn sie sich wieder erholt hat, nachzubringen. Sie und Minna schließen sich einer geführten Flüchtlingsgruppe an. Doch der Bauer bringt Malka nicht zu ihrer Mutter. Er setzt sie in der Stadt Pilipiec aus. Abends wird sie zur Gendarmerie gebracht und später von dort aus wieder nach Lawrocne, wo sie liebevolle Aufnahme bei Teresa und deren Familie findet. Hier fühlt sich Malka wohl. Die kleinen Jungen freuen sich über die „große Schwester“ und Teresa behandelt sie wie eine Tochter. Besonders der mogoloide Antek, der immerzu lächelt, wächst Malka ans Herz. Aber der ist auch der Grund dafür, dass sie nicht bleiben kann. Aus Angst um Antek bringt die Familie sie ins Ghetto, wo sie gezwungen ist, Überlebensstrategien zu finden. Sieben Jahre alt, ganz allein und auf sich gestellt, entwickelt das Kind ungeahnte Kräfte, übersteht Hunger, Kälte, die Einsamkeit, Krankheit und findet Möglichkeiten, sich vor den immer häufiger stattfindenden Deportationstransporten zu verstecken. An ihre Mutter wagt Malka nicht mehr zu denken. Die gehört zu einem anderen Leben, sich daran zu erinnern, tut zu weh. Doch Hanna Mai hat die Suche nach ihrem Kind nicht aufgegeben. Von Budapest aus mobilisiert sie alle Verbindungen, um ihr Kind zu finden, was letztlich auch gelingt.

Die Überlebensgeschichte der kleinen Malka Mai ist unglaublich berührend, zumal sie auf Tatsachen beruht und spannend geschrieben ist.

-preisgekröntes Jugendbuch, ausgesprochen geeignet, um Jugendliche (ab 7. Klasse) anhand eines Einzelschicksals für dieses dunkle Kapitel der Geschichte zu sensibilisieren

Jens Richter: Rabbi Löw aus Libowicz. – Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 1994.
– 144 S.

R 11 Ric

Libowicz ist ein fiktives Städtchen, ein ostjüdisches „Schtetl“, ein Ort, den es nicht mehr gibt. In kleinen Geschichten lässt der Autor die ostjüdischen Traditionen, ja die ganze Welt des östlichen Judentums mit seinen unverwechselbaren Vertretern, lebendig werden.

Der Mittelpunkt von Libowicz ist der Rebbe, Rabbi Löw. Der nämlich ist nicht nur der reichste, sondern auch der weiseste Mann des Schtetls; auf ihn hört man, ihn fragt man um Rat, sein Wort hat Gewicht. (Mag sein, dass seine Frau ebenso clever ist, manchmal leiht sie ihm ihre Worte und agiert aus dem Hintergrund, wie es sich für eine gute Rebbetzen gehört. Im Falle seiner Tochter hat ihm das auch schon sehr geholfen.)

Meierson beispielsweise ist ein gewiefter Geschäftsmann. Regelmäßig eröffnet er neue Geschäfte, bankrottiert, reduziert Preise und eröffnet das nächste Geschäft. Niemals vergisst Rabbi Löw am Ende der Predigt zu warnen: „Kauft nicht bei Meierson. Denn ich sage Euch: Er wird reduzieren.“ Recht hat er, der Rebbe, es dauert nicht lange und Meierson reduziert. Mit dem Attentat von Sarajewo jedoch beginnt der Niedergang von Libowicz, eingeleitet durch den Lynchmord am unschuldigen Klempner Blecher. Der clevere Rebbe ahnt, dass dies noch nicht das Ende der Fahnenstange ist. Er beschließt, das Schtetl zu verlassen und fordert die Leute auf, ihm zu folgen. Einige, wie der geschäftstüchtige Meierson, wollen nicht mitkommen, sie glauben, ihnen könne nichts geschehen. Andere folgen den Rabbi in die Schweiz. Sie ahnen nicht, dass sie nie wieder nach Libowicz zurückkommen würden.

Die Zurückgebliebenen ereilte der 1. Weltkrieg; diejenigen, die ihn überlebten, verbrannten einige Jahre später in ihrer Synagoge.

Liebenswertes Schtetl-Geschichten; witzig, weise, und von den typischen Eigenarten der Ostjuden geprägt ; die kurzen Beiträge; lassen sich gut zur Ergänzung der Darstellung ostjüdischer Tradition und Mentalität einsetzen

Viola Roggenkamp: Familienleben. – Frankfurt/M. : Fischer Taschenbuch Verlag, 2008.
- 448 S.

R 11 Rog

Hamburg in den 60er Jahren. Sie alle leben in einer maroden Villa in einem Nobelviertel der Stadt. Vater, Mutter, zwei Teenager und die Oma, eine ganz normale Familie, könnte man meinen. Diese Familie aber hat ihre besondere Geschichte, auf der ihre Eigenheiten basieren. Vater Paul Schiefer ist Vertreter für Brillengestelle. Jeden Montagmorgen wird er von seiner Familie mit großem Tamtam verabschiedet und am Freitagabend ebenso begrüßt. Seine Frau, die schöne Alma, ist Jüdin. Sie und Großmutter Hedwig haben mit Pauls Hilfe die Nazizeit überlebt. Wenn der Vater unterwegs ist, konzentriert Alma ihre besitzergreifende Liebe völlig auf die Töchter. Fania und Vera werden geschützt und behütet. Sie dürfen das Haus nur verlassen, um zur Schule zu gehen. Bummeln mit Freundinnen, Kino, Besuche bei Schulkameraden sind nicht erlaubt, da hat die Mutter zu viel Angst um die Kinder. Die Familie soll immer zusammen bleiben. Die Furcht vor Trennung hat ihren Grund. Noch immer schrecken Hedwig und Alma auf, wenn es an der Tür läutet. Wenn die Oma ins Nachbarzimmer geht, nimmt sie ihre Handtasche mit, in der sie Ausweis, Portemonnaie und eine Flasche 4711 hat. Man weiß ja nie. Doch so bedrückend, wie das hier klingt, ist das Familienleben der Schiefers keinesfalls. Es wird gelacht, geliebt, gestritten, gefeiert und gut gegessen, es wird ununterbrochen geredet und gleichzeitig nichts gesagt. Darüber, wie Mutter und Großmutter überlebt haben, erfahren die Kinder nämlich nichts.

*Fania, die 13jährige Erzählerin, schildert das Familienleben aus ihrer Perspektive, aus der Sicht eines jungen Mädchen, das stolz darauf ist, Jüdin zu sein, dennoch spürt, dass dies in Deutschland noch immer etwas Besonderes ist. Ganz allmählich begreift sie, warum. Sie entdeckt die Geheimnisse von Mutter und Großmutter und gleichzeitig ihre eigenen Wünsche. **Anrührend, witzig und traurig zugleich. Ä bissle meschugge, aber ä scheenes Buch; da aus Sicht eines Teenagers verfasst, für Jugendliche interessant und nachvollziehbar***

Tatiana de Rosnay: Sarahs Schlüssel. – Übers. aus d. Engl. - Berlin: Bloomsbury, 2007.
- 347 S.

R 11 Ros

Paris, Juli 1942. Als die Polizei kommt, um sie und ihre Eltern abzuholen, versteckt die 10jährige Sarah den kleinen Bruder im Wandschrank, schließt ab und nimmt den Schlüssel mit. Im Schrank, glaubt sie, ist der Kleine sicher. Was sie nicht ahnt: sie, ihre Eltern und zahlreiche jüdische Familien werden ins Stadion Vélodrome d'Hiver gebracht und von dort aus in Lager verteilt. Sarah wird von ihren Eltern getrennt. Ständig muss sie an den kleinen Michel denken, der zu Hause allein, ohne Essen und Wasser, im Schrank auf sie wartet. Nach Tagen lähmender Angst gelingt ihr die Flucht aus dem Lager. Sie hat Glück. Trotz großer Gefahr für das eigene Leben nimmt ein älteres Ehepaar das Mädchen auf und später an Kindes statt an. Begleitet von ihren Rettern, fährt Sarah nach Paris, um den Bruder zu befreien. In der Wohnung der Eltern trifft sie auf fremde Leute. Sie öffnet den Wandschrank und kann nur noch schreien ...

Der zweite Handlungsstrang führt in das Jahr 2002. Julia, eine amerikanische Journalistin, die mit einem Franzosen verheiratet ist, erhält den Auftrag, über die vor 60 Jahren im Vel d'Hiver zusammengetriebenen Juden zu recherchieren. Was sie erfährt, macht sie betroffen. Zumal sie herausfindet, dass die Familie ihrer Schwiegereltern 1942 in die Wohnung einer jüdischen Familie, deren Spuren sich im Vel'd Hiver verlor, gezogen war. Bei ihren Recherchen stößt Julia auf den Namen eines zehnjährigen Mädchens, Sarah Starzynski. Es lässt ihr keine Ruhe, sie muss wissen, was mit Sarah geschehen ist. Die Familie ihres Mannes sperrt sich. Erstaunlicherweise findet sie einen Verbündeten in ihrem bislang sehr reservierten Schwiegervater, der sich sehr wohl an Sarah Starzynski erinnern kann.

Spurensuche, die Fragen aufwirft. Unter anderem die nach der Mitschuld Frankreichs. Plädoyer wider das Vergessen + Homage an diejenigen, die trotz Gefahr für das eigene Leben zu helfen wagten, wie Geneviève und Jules. Fesselnd und ungemein ergreifend; bietet dadurch eine Menge Vorlese- und Diskussionsstoff

Katherine Kressmann Taylor: Adressat unbekannt. – Übers. aus d. Amerikan. - Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2002. – 61 S.

R 11 Tay

Es gab eine Zeit, da waren Max und Martin, die gemeinsam eine Galerie in San Francisco betrieben, die besten Freund, und Max war in Martins Familie ein gerngesehener Gast. Als Martin sich entschließt, mit seiner Familie nach Deutschland zurückzukehren, schreiben die beiden sich lange Briefe, erzählen sich gegenseitig, was so täglich passiert. Im Frühjahr 1933 jedoch, nach Hitlers Machtübernahme, gerät Martin Schulse in das Fahrwasser der Nazis. Während sich Max besorgt zeigt über die Entwicklung in Deutschland, insbesondere über die Vorgehensweise gegenüber den Juden, ist Martin von ebendieser begeistert. Schon bald outet er sich als Verfechter von Rassereinheit und bittet den alten Freund, ihm nicht mehr zu schreiben, da sich die Bekanntschaft mit einem Juden auf seine Karriere nachteilig auswirken könnte. Max ist entsetzt, kaum kann er glauben, was der Freund da von ihm verlangt. Trotzdem bittet er Martin, seiner Schwester zu helfen, die in Berlin am Theater engagiert war und nun spurlos verschwunden ist. Doch Martin tut nichts dergleichen. Im Gegenteil. Durch sein Verhalten trägt er dazu bei, dass Max' Schwester von den Nazis zu Tode gehetzt wird. Als Max realisiert, welche Schuld der ehemalige Freund auf sich geladen hat, beginnt er, subtil und sehr gezielt, Rache zu üben. Er wählt dafür den Postweg.

Briefroman, der mit wenigen, treffenden Worten charakterisiert, was damals in Deutschland mit den Juden geschah. Lohnende Lektüre, ergreifend, nachdrücklich, und von beinahe atemberaubender Spannung, gerade für Schüler ausgesprochen gut geeignet. Besonders wirkungsvoll, wenn die Briefe von unterschiedlichen Personen gelesen werden !

Markus Zusak: Die Bücherdiebin. – Übers. aus d. Engl. - München: Blanvalet, 2008.
- 587 S.

R 11 Zus; R 11 Ju Zus

Distanziert und ironisch erzählt ein aufmerksamer Beobachter die Geschichte des Mädchens Liesel und berichtet von mutigen, lebenswerten Menschen, die in die dunkle Zeit der Not und des Krieges ein wenig Licht einfallen lassen. Im Januar 1939 begegnen sich zum ersten Mal die Bücherdiebin und der Erzähler, der niemand anders ist als der TOD. In einem Zug, der sie und den kleinen Bruder zu Pflegeeltern nach München bringen soll. Den Jungen nimmt er mit, Liesel bleibt zurück. Nach der Beerdigung stiehlt sie ihr erstes Buch, ein „Handbuch für Totengräber“. Das Buch begleitet sie zu ihrer Pflegefamilie, den Hubermanns in Molching bei München. Rosa Hubermanns derbe Ausdrucksweise verschreckt Liesel zuerst. Doch zu Hans, dem ruhigen Riesen, dessen Augen Güte und Freundlichkeit aussenden, fasst sie sofort Vertrauen. Nicht lange, und die Hubermanns lieben Liesel, was bald auf Gegenseitigkeit beruht. Obwohl sie Mutter und Bruder vermisst, lebt sie sich in der Himmelstraße ein. Ihr bester Freund ist der pfiffige Rudi Steiner, der nichts sehnlicher wünscht als einen Kuss von ihr. Später, als sie Bücher aus der Bibliothek des Bürgermeisters stiehlt, wird Rudi ihr Komplize. Was sie ihm allerdings nicht sagen kann: im Keller halten die Hubermanns einen Juden versteckt, Max. Liesel und Max haben vieles gemeinsam, sogar ihre Alpträume sind ähnlich. Max schenkt ihr ein Buch, das er nur für sie gemacht hat. Als er krank wird, hofft niemand so sehr auf seine Genesung wie Liesel. Dann aber muss Max fliehen. Jedes Mal, wenn Juden durch Molching getrieben werden, hält sie nach ihm Ausschau. Einmal, 1943 im August, sieht sie ihn, läuft hinterher, doch Wachen drängen sie ab und verprügeln sie. Rudi rettet und tröstet. Küssen will sie ihn dafür nicht, doch sie verrät ihm ihr Geheimnis. Als Bomben auf die Himmelstraße fallen und ER die schlafenden Bewohner holen kommt, ist die Bücherdiebin die einzige, die überlebt. Mit großer Trauer im Herzen.

Berührend, sprachlich und stilistisch facettenreich und kunstvoll; mal traurig, mal voll Lebensfreude und Zuversicht; auch wütend u. schelmenhaft verschmitzt. Der Tod - ein Freund, der am Ende eines langen Weges zu Besuch kommt und die, die er mitnimmt, sanft umarmt; zum Vorlesen bietet sich die Geschichte von Liesel und Max an; bzw. auch die Verfolgungsszene

Stefanie Zweig: Der Traum vom Paradies. – München: Langen Müller, 1999. – 351 S.

R 11 Zwe

Frankfurt/Main, Anfang der 90er Jahre. Alfred, ein jüdischer Kinderarzt, verliebt sich in die schöne, geistreiche Studentin Andrea, deren kindliche Unschuld und Naivität ihn fasziniert. Anfangs sieht es so aus, als überwinde ihre Liebe jegliche religiösen Konventionen. Andrea ist durchaus bereit, sich auf Alfreds Religion einzulassen und mit ihm gemeinsam die Last, die die Vergangenheit seiner Familie ihm auferlegt hat, zu tragen. Doch ganz so einfach ist es nicht. Bald müssen die beiden erfahren, dass manchmal nur ein einziges Wort ausreicht, um ihr Glück in Frage zu stellen. Ihre Ehe wird nicht so sein wie die von anderen. Bereits die Hochzeit ist es nicht. Den „Traum in Weiß“ kann Andrea vergessen. Und Alfreds Mutter Ruth ist nicht gerade glücklich darüber, dass ihr Goldsohn eine „Goi“ heiratet. Auf die ahnungslos-naive Andrea lauern jede Menge Fettnäpfchen, und Alfred sieht seine Toleranz ziemlich bald reichlich strapaziert. Als Andrea schwanger wird, will sie für ihren Mann zum Judentum konvertieren, damit ihr Kind jüdisch wird. Obwohl sie in Moische Teitelboim einen geduldigen Lehrer und in seiner Frau Sara eine verständnisvolle und weise Freundin findet, fühlt sie sich den Regeln und Forderungen, die der fremde Glaube an sie stellt, nicht richtig gewachsen. Und einer Ehe mit einem zynischen, dominanten Mann letztlich auch nicht mehr.
Hervorragender Einblick in jüdische Traditionen, Konventionen und ein Leben im Schatten der Vergangenheit und in die Schwierigkeiten nichtjüdischer Menschen, die den Willen und den Mut haben, sich darauf einzulassen; Regeln, Gegensätze und „Fettnäpfchen“ könnten beim Vorlesen herausgestellt werden; zum, Verständnis hilfreich wäre eine knappe Begriffserklärung (Feste etc.)

Jüdischer Witz und sprichwörtlicher jüdischer Humor

Gerhard Bronner: Tränen gelacht: der jüdische Humor. – Wien; München: Amalthea Verlag, 1999. – 208 S.

R 15 Bron

Gerhard Bronner, Kabarettist und Textdichter jüdischer Herkunft, hat hier eine Auswahl typischer Witze und Schnurren seines Volkes über dessen typische Vertreter zusammengestellt – denn am liebsten lachen die Juden über sich selbst – Die Themenpalette reicht von Religion und Rabbinern über Arme und Reiche, Geschäfte und Gauner, Weise und Narren, Gojim, jüdische Kellner, die jüdische Mamme bis hin zur traurigen Legende.

Treffende Auswahl, sehr amüsan und gut aufbereitet

Salcia Landmann: Als sie noch lachten: Das war der jüdische Witz. – München: Herbig, 1997. – 333 S.

R 15 Lan

Die Schweizer Journalistin Salcia Landmann (1911-2002) verstand ihr Werk als „Stilles Requiem auf die untergegangene ostjüdische Kulturwelt“. Ihre teilweise kommentierten Sammlungen jüdischer Witze waren als Beitrag zur Erhaltung dieses Kulturgutes gedacht. Sie gelten heute mit als Standardwerke zur Thematik. Mit Glossar

Salcia Landmann [Hrsg.]: Neues von Salcia Landmann. – Berlin. Herbig; 1972. – 255 S.

R 15 Neu

Elena Loewenthal: Ein Hering im Paradies : eine Enzyklopädie des jüdischen Witzes. – Übers. aus d. Italien. - München: Piper, 1999. – 302 S.

R 15 Loe

Repräsentative Sammlung von Witzen, Geschichtchen und Anekdoten, kurz, eine Reise durch die Zeiten und die Welt des jüdischen Humors – von klassischen Geschichten der Schelmen aus Chelm bis zum Rabbiner im Rolls Royce; von der untergegangenen Welt des Shtetls bis zu den neuesten Gags aus dem modernen Brooklyn –

Horacy Safrin: Aj, wie klug war unser Rebbe: jüdische Witze und Anekdoten. – Übers. aus d. Poln. – Berlin: Eulenspiegel Verlag, 1990. – 173 S.

Sammlung von jüdischen Witzen und Anekdoten, die in Osteuropa spielen und auch dort entstanden sind. Zum Glück gab es auch nach dem Völkermord an den Juden noch Menschen, die in der Lage waren, auch Bilder aus fernerer Vergangenheit wieder zum Leben zu erwecken. Zu ihnen gehörte auch Horacy Safrin, der, wie er sagte, das Glück hatte, viele der Gestalten seiner Geschichtchen selbst gekannt zu haben, so den Wasserträger Gedalje, den Kutscher Feiweil oder den Heiratsvermittler Jaker. Das Bändchen enthält aber auch Anekdoten über prominente Persönlichkeiten aus Kunst, Wissenschaft und Geschichte.

SACHLITERATUR – zur Ergänzung

Informatives zum Judentum und seinen Traditionen

Adalbert Böning: Lebendiges Judentum: e. kurzer Überblick über jüdischen Alltag und jüdische Feste. – Essen: Klartext-Verlag, 2006. – 54 S. **E 834 Bön**

Kleiner Katalog mit kurzer, illustrierter, Einführung in die zentralen Bereiche des jüdischen Glaubens und Lebens

Knapp gehalten und trotzdem informativ und leicht verständlich

Gilbert S. Rosenthal; Walter Homolka: Das Judentum hat viele Gesichter: die religiösen Strömungen der Gegenwart. – Bergisch Gladbach: Bastei Lübbe, 2006. – 200 S. **E 834 Ros**

Es gibt nicht das „eine“ Judentum, Judentum hat viele Gesichter, es besteht aus unterschiedlichen Strömungen und Richtungen, die nur in ihrer Gesamtheit das darstellen, was man Judentum nennt. Neben dem orthodoxen (dem „gesetzstreuen“ oder „thoratreuen“ Judentum gibt es drei größere Hauptströmungen der liberalen Richtungen des Judentums: Reformjudentum, konservatives Judentum und Rekonstruktionismus sowie zwei kleinere, immer stärker an Boden gewinnende Strömungen, nämlich Mystik und Chassidismus. Die Autoren vermitteln hier die notwendigen Informationen, die helfen sollen, die einzelnen Strömungen kennen zu lernen und sich ein Bild vom bunten jüdischen Leben in den einzelnen Kultusgemeinden machen zu können.

Gut verständliche Darstellung, vermittelt ein differenziertes Bild vom Judentum

Walter Rothschild: 99 [Neunundneunzig] Fragen zum Judentum. – Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2001. – 142 S. **E 834 Rot**

Nachschlagewerk – vermittelt lexikalisch - von A wie Anfang: wer sind eigentlich die Juden? bis Z wie Zum Schluss (Frage 99) : was bedeutet Schalom? – in lockerer, verständlicher Weise Informationen zu den wichtigsten Fragen des Judentums.

Aufgrund des unterhaltsamen Vermittlungsstils gut geeignet, um mal zwischendurch einen Begriff zu klären oder eine Frage zu beantworten

Marc Stern: Was ist Judentum: die häufigsten Fragen und ihre Antworten. – Frankfurt/Main: Lembeck, 2001. – 168 S. **E 834 Ste**

Was ist Judentum? Wer ist Jude? Kann man Jude werden? Auf lebendige Weise führt der Autor in etwa 200 thematisch geordneten Fragen und Antworten in Traditionen und Begriffe des Judentums ein.

Leicht verständliche Einführung; für Schüler sehr gut geeignet

Was jeder vom Judentum wissen muss. – Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2005. – 221 S. **E 834 Was**

Kompaktes Handbuch mit Glossar; enthält in nicht gar zu knapper, dennoch leicht verständlicher Form Informationen zur Geschichte des Judentums, jüdischen Traditionen und Lebenswelten und dem Verhältnis von Juden und Christen. Übersichtliches Nachschlagewerk für alle, die sich mit dem Judentum beschäftigen wollen.

Gilt als „Klassiker“ zum Thema und wird gerade für Schüler sehr empfohlen

Erlebnis- bzw. Erfahrungsberichte

Amelie Fried: Schuhhaus Pallas: Wie meine Familie sich gegen die Nazis wehrte. – München: Hanser, 2008. – 183 S. **D 343.2 Frie**

Nachdem 2004 Amelie Frieds Ehemann in den Unterlagen des New Yorker Leo-Baeck-Institutes auf Max und Lilli Fried stieß, offensichtlich Verwandte seiner Frau, beginnt sie, die Geschichte ihrer Familie zu recherchieren. Da sich ihr verstorbener Vater mit Informationen über seine Vergangenheit bedeckt gehalten hatte, ist sie nun betroffen über das, was Nachforschungen (in Archiven, aus Gespräche mit noch lebenden Verwandten, in Aufzeichnungen des Vaters) ans Licht bringen. Weder hatte sie geahnt, wie sehr ihr Großvater und ihr Vater als Halb- bzw. Vierteljuden unter dem NS-Regime gelitten hatten, noch war ihr bekannt gewesen, dass ein Großteil ihrer Verwandten im KZ ums Leben gekommen war. Erschüttert fragt sich Amelie Fried, warum Vater und Großvater ihren Kindern und Enkeln gegenüber geschwiegen hatten. Mit der Geschichte vom „Schuhhaus Pallas“, dem Geschäft der Großeltern, das noch bis in ihre Kindheit in Ulm existiert hat, setzt Amelie Fried ihnen ein Denkmal wider das Vergessen.

- frei von Sentimentalitäts- und Sensationsschilderungen; doch nicht frei von Emotionen - Die sehr persönliche Geschichte steht exemplarisch für das Schicksal zahlreicher jüdischer Unternehmer im Dritten Reich. Erzählt wird auf sachlicher Ebene, Fotos, Dokumente, Zeitungsbeiträge; Anhänge mit Erläuterungen, Anmerkungen, eine Zeittafel und Quellenangaben runden das Sachlich informative und gut recherchierte Werk ab. Parallelen lassen sich zu Leipziger jüdischen Unternehmern (Gebr. Held; Schuhhaus Nordheimer; Textilhaus Samuel Hodes; Bamberger & Hertz ...) finden; vielleicht könnte man zur Ergänzung >Lorz, Andrea: Suchet der Stadt Bestes“< mit einsetzen

Thea Hurst: Tagebuch der Thea Gersten : Aufzeichnungen aus Leipzig, Warschau und London (1939 – 1947). – Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2001. – 207 S. **D 343 Hur**
Weil sie meint, sie hätte so viel erlebt, dass sie es einfach erzählen müsse, beginnt die 13jährige Thea Gersten, Tochter eines angesehenen Leipziger Pelzhändlers, am 6.6.1939 Tagebuch zu schreiben. Die ersten Eintragungen berichten von ganz alltäglichen Erlebnissen eines Teenagers, etwas überdreht, weil verliebt. Philipp heißt der Freund, später möchte er Schiffsingenieur werden. Sie selbst träumt von einem Leben als Forscherin. In einer Leipziger Eisdiele malen sie sich ihre gemeinsame Zukunft aus. Doch die ist bereits überschattet. Anfang Juli 1939 muss Theas Familie Deutschland Hals über Kopf verlassen. Über Warschau emigriert die Mutter mit beiden Kindern nach London. Der Vater bleibt zurück, um ihre Auswanderung nach Amerika vorzubereiten. In England sind die Lebensbedingungen nicht einfach. Die wohlhabenden, geachteten Gerstens sind zu namen- und mittellosen Emigranten geworden. Entwurzelt. Der Verlust ihrer Heimat, der Freunde, die fremde Sprache, die Skepsis, mit der sie als Deutsche behandelt werden, machen Thea sehr zu schaffen, ihre allergrößte Sorge jedoch gilt dem Vater. Ihn vermisst sie mehr als alles. (Noch weiß sie nicht, dass sie ihn nie wiedersehen wird.) 1946 erhält die Familie die Aufenthaltsgenehmigung für England. Thea lebt sich in London ein, findet neue Freunde, einen Beruf, der sie ausfüllt. Starken Halt gibt ihr ihr Glaube. 1952 heiratet sie und bekommt zwei Kinder. Heute lebt Thea Hurst in Hebden Bridge/West Yorkshire. Ihrer Geburtsstadt Leipzig ist sie sehr verbunden. Gern nutzt sie ihre regelmäßigen Besuche, um vor Schülern und interessierten Bürgern über ihr eigenes Schicksal und das vieler jüdischer Menschen zu sprechen.

Der authentischer Bericht über ein Emigrantenschicksal zeigt in beeindruckender Weise, was es für einen jungen Menschen bedeutet, plötzlich entwurzelt zu sein, trotzdem aber Halt zu finden und ohne jeden Hass weiterleben zu können; Episodenberichte und Reflexionen zum Vorlesen (und Diskutieren) gut geeignet (zumal die Autorin aus Leipzig stammt)

Rolf Kralovitz: ZehnNullNeunzig in Buchenwald – ein jüdischer Häftling erzählt. –

Köln: Walter Meckauer-Kreis, 1996. – 80 S.

D 910 Kralovitz

Rolf Kralovitz, 1925 in Böhlitz-Ehrenberg geboren, wächst auf im Leipziger Waldstraßenviertel. Bis zur Machtübernahme der Nazis und den stetig verschärften Repressalien gegen jüdische Bürger verlebt er eine relativ unbeschwerte Kindheit und Jugendzeit in der Messestadt. 1943 werden er, seine Mutter und seine Schwester Annemarie verhaftet. Im KZ Buchenwald wird Rolf Kralovitz zur Nummer 10 0 90. Er berichtet über Alltag und Leben im Lager und über die Schikanen, denen die Häftlinge ausgesetzt sind. Nach der Befreiung des Konzentrationslagers kehrt er als einziger Überlebender seiner Familie nach Leipzig zurück. Hier gibt er allerdings nur eine kurze Gastrolle, da er 1949 über München in die USA auswandert, wo noch Verwandte von ihm leben. In New York lernt er seine spätere Frau Brigitte Meckauer, kennen. 1953 kehrt das Ehepaar nach Deutschland zurück. Rolf Kralovitz arbeitet bei Theater und Film, bis 1976 ist er Produktionsleiter beim WDR. Gemeinsam mit seiner Frau setzt er sich vehement dafür ein, dass das Schicksal der Juden während der Zeit des Nationalsozialismus bei den nachfolgenden Generationen nicht in Vergessenheit gerät. Obgleich Rolf Kralovitz schon seit langem in Köln zu Hause ist, fühlt er sich seiner Geburtsstadt Leipzig eng verbunden und engagiert sich auf vielfältige Weise für die Aufarbeitung der jüdischen Geschichte Leipzigs. Für ihre selbstlose hervorragende Bildungsarbeit wurde dem Ehepaar Kralovitz 2005 die Ehrenmedaille der Stadt Leipzig verliehen.

Die natürliche, lebendige Schilderung spricht Jugendliche gewiss an. Die episodenhafte Darstellung bietet eine ganze Menge (auch kurzweiligen!) Vorlesestoff; vor allem die Schilderung der Jugenderlebnisse hier in Leipzig könnten durchaus fesseln.

Jüdisches Leben in Deutschland nach 1945

So einfach war das : Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland seit 1945 / Hrsg.: Cilly Kugelmann ...; Jüdisches Museum Berlin. – Köln: DuMont, 2002. – 92 S.

D 418 So

Wie fühlte es sich an, in Deutschland als Jude aufzuwachsen? Was war das Besondere daran? Woran erinnert man sich? Der Band enthält Kindheitserinnerungen und Episoden von Menschen mit jüdischem Hintergrund, die in Deutschland aufwuchsen. Die Eltern der Autoren kommen aus allen Teilen der Welt. Viele von ihnen waren Überlebende der Vernichtung aus Osteuropa, die nach dem Krieg in Deutschland „hängen blieben“, einige kamen als Emigranten aus östlichen Ländern, andere kehrten aus dem Exil zurück. Michael Bielicky, z. B. kam 1969 mit seinen Eltern aus der ehemaligen CSSR. Hier in Deutschland entdeckte er erst mal die Hippie-Bewegung für sich. Michael Brenner aus Weiden war in seiner Schule der einzige Jude unter Katholiken außer dem, der am Kreuz hing. Während seine Klassenkameraden im Religionsunterricht saßen, konnte er Fußball spielen. Salomon Korn erinnert sich an das DP-Lager Zeilsheim und an seinen ersten Kinofilm „Maske in Blau“, Minka Pradelski muss mit einer „Familienlüge“ leben, Ellen Pressler erzählt, dass ihr Cousin Moshe ein Kotzbrocken geblieben ist, Ekaterina Kaufmann ist stolz darauf, zwei Familiennamen zu haben ...

***Es sind kleine Episoden, die die Kindheit der Protagonisten prägten; jüdische Tradition verbindet sich mit „alltäglicher Normalität“ oder mit individuellen Besonderheiten
Kleinere Beiträge zum Thema „Jüdisches Leben heute“, der von Küf Kaufmanns Tochter Ekaterina bietet sich hier in Leipzig an***

Zwischen Thora und Trabant: Juden in der DDR / hrsg. von Vincent von Wroblensky. – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag, 1993. – 213 S.

D 401 Zwi

Vincent von Wroblensky befragt 6 Frauen und zwei Männer jüdischer Herkunft nach deren Erfahrungen als Juden in der DDR. Die wohl bekannteste Persönlichkeit dürfte die Gründerin der „Amadeu Antonio Stiftung“ Anetta Kahane sein. Die befragten Personen waren mehr oder weniger in das DDR-System integriert. Dennoch waren sie sensibel für Diskrepanzen zwischen Reden und Tun.

Interessantes Pendant zu „So einfach war das“; allerdings viel ausführlicher betrachtet. Die Interviews wurden Anfang der 90er Jahre geführt; sicher wird manche Sicht vom heutigen Standpunkt aus zu relativieren sein.

Aufgrund der umfangreichen und eher analytischen Darstellung nur auszugsweise zum Vorlesen geeignet

Autoren und Herausgeber

Abraham, Pearl

geb. in Jerusalem; Tochter einer jüdisch-orthodoxen Familie; lebt seit ihrem 5. Lebensjahr in New York; Schriftstellerin

Böning, Adalbert

Oberstudienrat, Historiker, Schriftsteller

Bronner, Gerhard

geb. 1922 in Wien; gestorben 2007; Sohn einer jüdischen Familie; 1938 Emigration über Brünn nach Palästina; 1948 Rückkehr nach Wien; Komponist, Schauspieler, Kabarettist

Dische, Irene

geb. 1952 in New York; Journalistin, deutsch-amerikanische Schriftstellerin mit jüdischem und katholischem Familienhintergrund

Fried, Amelie

geb. 1948 in Ulm; Fernsehmoderatorin, Journalistin, Schriftstellerin

Friedman, Carl

geb. 1952 in Eindhoven; Übersetzerin, Journalistin, Schriftstellerin; lebt in Amsterdam

Friedman, Michel

geb. 1956 in Paris; Sohn einer polnisch-jüdischen Familie; Rechtsanwalt, Politiker, Fernsehmoderator, Schriftsteller

Gestel, Peter van

geb. 1937 in Amsterdam; Schauspieler, Dramaturg, Schriftsteller; lebt in Amsterdam

Hamill, Pete

geb. 1935 in Brooklyn; Sohn irischer Einwanderer; Journalist, Kolumnist, Schriftsteller; lebt in New York und Cuernavaca / Mexiko

Hilsenrath, Edgar

geb. 1926 in Leipzig; Sohn einer jüdischen Pelzhändlerfamilie, aufgewachsen in Halle/Saale; Flucht nach Rumänien, später Frankreich; 1944 Deportation (Ukraine); Auswanderung nach Palästina, Anfang 50er Jahre in die USA; 1975 Rückkehr nach Deutschland; Schriftsteller; lebt in Berlin

Homolka, Walter

geb. 1964 in Landau/Isar; Rabbiner; Professor der Universität Postdam

Hurst, Thea

geb. 1925 in Leipzig; 1939 Emigration über Warschau nach London; Kinderkrankenschwester i. R.; lebt in Hebdon Bridge / West Yorkshire

Kaminski, André

geb. 1923 in Genf, gest. 1991 in Zürich; Sohn eines polnisch-jüdischen Psychiaters; aufgewachsen in Zürich; Historiker, Professor an der Universität Genf; 1950 Übersiedlung nach Polen; Produzent, Dramaturg, Drehbuchautor; 1969 Rückkehr nach Zürich; Arbeit beim Schweizer Fernsehen und als Schriftsteller

Kralovitz, Rolf

geb. 1925 in Böhlitz Ehrenberg bei Leipzig; von 1943 bis zur Befreiung 1945 Häftling im KZ Buchenwald; Schauspieler, Produktionsleiter beim WDR i. R., Hörspielautor, Schriftsteller, Präsident der Ephraim Carlebach Stiftung Leipzig; lebt in Köln

Kugelman, Cilly

geb. 1947 in Frankfurt/Main; seit 2001 Programmdirektorin und Stellvertretende Direktorin des Jüdischen Museums in Berlin

Levy, Marc

geb. 1961 in Boulogne-Billancourt / Frankreich; Sohn eines jüdischen Verlegers; Architekt, Schriftsteller; lebt in London

Loewenthal, Elena

geb. 1960 in Milano; Journalistin, Historikerin, Übersetzerin; Expertin auf dem Gebiet der Hebraistik

Polak, Oliver

geb. 1976 in Papenburg/Emsland; Moderator, Schauspieler, Rockmusiker, Comedian; lebt in der Nähe von München

Pradelski, Minka

geb. 1947 in Frankfurt/Main; Tochter von Shoah-Überlebenden; Dokumentarfilmerin, Soziologin, Schriftstellerin, betreute von 1988 – 1994 die Zentrale Wohlfahrtstelle der Juden in Deutschland; Mitarbeiterin von Steven Spielbergs Shoah Foundation und verschiedener Sozialkommissionen der Jüdischen Gemeinde Frankfurt/Main

Pressler, Mirjam

geb. 1940 in Darmstadt; Schriftstellerin, Übersetzerin; ausgezeichnet unter anderem mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis, dem Deutschen Bücherpreis und mit der „Carl-Zuckmayer-Medaille“ für Verdienste an der deutschen Sprache; lebt in der Nähe von München

Richter, Jens

geb. 1957; Schriftsteller; lebt in Hannover

Rosenthal, Gilbert S.

Rabbiner; Schriftsteller; Vizepräsident des New York Board of Rabbis; Leiter des National Council of Synagogues; lebt in New York

Rotschildt, Walter

geb. 1954 in Bradford / West Yorkshire; Rabbinerstudium am Leo-Baeck-Institute in London; Lehrer, Rabbiner, Buchautor; seit 2006 freiberuflicher Rabbiner für liberale jüdische Gemeinden in Deutschland (und Wien)

Safrin, Horacy

1899 - 1980; polnisch-jüdischer Schriftsteller, Journalist, Theaterregisseur

Stern, Marc Schlomo Jitzchak

geb. 1956 in Antwerpen, gest. 2005 in Osnabrück; Kantor, Dozent, orthodoxer Rabbiner von Osnabrück und anderen Gemeinden Niedersachsens

Taylor, Katherine Kressmann

geb. 1903 in Portland / Oregon; gest. 1996 in Minneapolis; Journalistin; Schriftstellerin

Wroblewsky, Vincent von

geb. 1939; Philosoph, Romanist; Übersetzer; lebt in Berlin

Zusak, Markus

geb. 1975 in Sydney; Lehrer, Schriftsteller; lebt in Sydney/Australien

Zweig, Stephanie

geb. 1932 in Leobschütz/Oberschlesien; Journalistin, Schriftstellerin; lebt in Frankfurt/Main